



## Die Universität war der Freiraum!

Ein Blick zurück auf die Autonomie der mittelalterlichen Wissenschaft

Frank Rexroth

*Freiräume wünscht man sich als Wissenschaftler immer, zumal dann, wenn man in die Geschäftigkeit einer Universität eingebunden ist. Wissenschaft will nicht nur forschend betrieben, sie muss auch gelehrt und – was sehr aufwändig ist – organisiert und verwaltet werden. Einen Freiraum gerade für «neues» Denken schaffen zu wollen, fügt zu diesem täglich spürbaren Bedürfnis einen weiteren, in dieser Formulierung nur andeuteteren Gedanken hinzu: nämlich dass die wissenschaftliche Routine durch die Fortschreibung disziplinar vorgegebener Themen, Probleme und Fragestellungen gebunden ist. Diese Bindung mag der Forschung zwar die notwendige Kontinuität verleihen, doch sie birgt zugleich die Gefahr in sich, dass man über dem Festhalten am Akzeptierten wünschbare Neuanfänge, ja Umorientierungen und Paradigmenwechsel versäumt. Solch «neues» Denken, das häufig aus unerwarteten Einfällen einzelner Forscher heraus geboren wird, hat es in allen Wissenschaften immer wieder einmal gegeben. Man kann sein Kommen nicht erzwingen, und die Disziplinen verkraften es auch nur dann, wenn das Beunruhigungspotenzial, das von ihm ausgeht, in bewährten und verlässlichen Institutionen aufgenommen und weitergetragen wird. Der Freiraum für das «neue» Denken wird also stets mit den gewachsenen Strukturen des Wissenschaftsbetriebs zu vermischen sein. Doch ist man gut beraten, sich Gedanken über ihn zu machen, wenn man der Gefahr der thematisch-methodischen Verknöcherung nicht erliegen will.*

Seit dem 16. Jahrhundert hat es Alternativen zur wissenschaftlichen Betätigung an der Universität gegeben, denn den Gelehrten standen seither neben dieser noch andere Einrichtungen und Organisationsformen zur Verfügung. Dennoch ist es von ihrer Entstehung um 1200 an bis heute gerade die Universität, die der Wissenschaft ein ihr angemessenes Ambiente zur Verfügung stellt. Wenn die Universität aber der archetypische Raum der Wissenschaft ist, wo war dann ein Frei-Raum zu finden? Wie dachte man sich während dieser 800 Jahre die Beziehung zwischen dem Akt der Erkenntnis und dem Raum, in dem sich dieser Akt ereignet? Welche Wunschbilder hat man dabei entwickelt? Die folgenden Beobachtungen werden notwendigerweise nur eine einzige Spur verfolgen können. Dabei will ich mich im Krebsgang und in drei Zwischenschritten von der Moderne aus auf die spannenden mittelalterlichen Anfänge der Universität zubewegen.

Das Kopier- und Arbeitsschreiben Jean Meunier in seinem Skriptorium Minicarta (1456) von Jean Le Tavernier [c.1480], bpk



Die erste Station soll der *conditio moderna* der Forscherexistenz gelten, wie sie uns idealtypisch in der Zeit zwischen zirka 1880 und 1930 begegnet, wie sie aber in vielfachen Ausprägungen die Situation bis in die jüngste Vergangenheit hinein geprägt hat. Der Imperativ „interdisziplinär zu arbeiten“, war in jener Phase noch kaum formulierbar, die entsprechende Forscherpraxis, die das Verlassen des eingespielten disziplinären Weges nahelegt, prägte nur in Ausnahmefällen die Arbeit der noch fast durchweg männlichen Forscher. Es dominierte die Ansicht, dass allein strenge Disziplinarität der Garant für solide und dauerhaft gültige Forschungsarbeit sein könne. Man glaubte, im Lauf eines Gelehrtenlebens beständig Wissen und Forschererfahrung zu akkumulieren. Dissertanten wie Habilitation waren die ersten Wegmarken der Forscherexistenz. Zünftische: Ehre war das entscheidende soziale Kapital innerhalb dieses meritokratischen

Systems. Wissenschaftliche Desiderate schienen sich organisch aus dem Gang der Forschung zu ergeben, man setzte „seine Schüler auf sie an und räumte diesem die Chance zur Bewährung vor den Augen der disziplinären Öffentlichkeit ein.

Klagen über die Mühsal des universitären Betriebs waren dabei genauso verbreitet wie heute, und wer ehrgeizig war, war gut beraten, sich der Arbeit in Sozietäten und Gremien nicht zu entziehen und sogar, sofern man es geschafft hatte, viel Energie in die Pflege von Kontakten zur zuständigen Ministerialbürokratie zu investieren. So schuf das Unbehagen daran, dass man nicht über ausreichend Zeit und „Freiraum“ zum Forschen verfügte, paradoxerweise Verhältnisse: Professoren, deren Gehälter das Mehrfache dessen ausmachten, was ein durchschnittlicher Angestellter verdient, sahen neidvoll zu dem noch unversorgten Nachwuchswissenschaftler hinüber, weil sie glaubten, dass dieser sich rückhaltlos und ungehindert vom universitären und zünftischen Geschäft auf das Gebiet seiner Habilitationsschrift einlassen könne.

Repräsentation der Vorstellungen vom ersehnten „Freiraum“ fürs eigene Forschen war das heimische Arbeitszimmer, in dem die eigenen Arbeiten entstanden. Die Gelehrtenporträts gerade in Festschriften sind häufig hier entstanden, sie vermitteln ebenso wie der Grundriss der stattlichen Häuser in den Professorenvierteln der Universitätsstädte eine Vorstellung von dem Forscherleben, das hier gelebt und zugleich inszeniert wurde: Die Wände bewehrt mit Bücherregalen bis unter die Zimmerdecke, eine labile Balance zwischen Ordnung und Chaos ausstrahlend (die Lagerung von Büchern und Manuskripten symbolisierte das organische Weiterarbeiten seit den eigenen Forscheranfängen), einen geschlossenen Raum schaffend, der nicht nur

die Außenwelt, sondern auch die familiäre Sphäre der Ehefrau und der Kinder ausgrenzte. Der Gelehrte, so schrieb der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer, arbeitete in dieser Klausur wie ein Junggeselle, der nur für sich und seine Vorhaben lebte. In seinem eigenen Haushalt, so Schlaffer mit Blick auf die großen Philologen dieser Ära, war er zugleich anwesend und abwesend, da ihn die Familie in diesem sakrosankten Bereich nicht stören durfte. Nicht nur die Universität, sondern auch die familiäre Existenz musste neutralisiert werden, damit das Forscherhirn zur Ruhe kam und das leisten konnte, was man eigentlich von ihm erwartete.

Bewegen wir uns weiter zurück in die Vormoderne, hinein in eine Zeit, in der die kommode Existenz der besoldeten Professoren-Staatsdiener noch die seltene Ausnahme war. Der idealtypische Frei-Raum des Gelehrtenseins war auch vor dem 19. Jahrhundert schon die heimische Sphäre, nur dass die professionelle Selbstinszenierung als sozialer Grenzfall zwischen „Respektsperson“ und „Aufseher“ deutlicher ausgeprägt war als in der nach-Humboldtianischen Ära. Die Unordnung war schon da, das Beamtentümlich-Saturierte noch nicht. Inbegriff eines solchen „self-fashioning“ war die Tatsache, dass der Professor den Tag im Schlafrock verbrachte. In ihm empfing er seine Gäste, in ihm verließ er auch das Haus. Auch Julius Ludwig Sebbers' bekanntes Bildnis Hegels von 1828 zeigt den Philosophen im Schlafrock. Zu Recht hat der Göttinger Historiker Marian Füssel jüngst betont, dass man dieses Verhalten als eine Strategie ständischer Distinktion ansehen sollte, und er hat erörtert, welche Rollenmuster sich hieraus auch für die Professoren-Ehefrauen ergaben. Dass die Körper der Gelehrten dabei ostentativ vernachlässigt wurden, hatte Zeichencharakter. Hier ging es um den reinen Geist, und deren Trä-

ger widmeten offenbar ihre gesamte Existenz der Akkumulation gelehrten Wissens. Der „Freiraum“ für das gelehrte Geschäft war also auch zu dieser Zeit schon doppelt gesichert: Die Welt der Familie schützte vor den sozialen Aufregungen, die selbst in eher bescheidenen Universitätsstädten entstehen konnten, und wiederum innerhalb der eigenen vier Wände gab es das Studierzimmer, das dem Schlaf- und den Kinderzimmern abgewandt war. Es war das Allerheiligste des Gelehrten, zusammengefügt aus Spuren der bisher geleisteten Arbeit. Vergleiche mit der Mönchszelle liegen nahe, führen aber in die Irre, da das Chaos des Studierzimmers gerade dadurch, dass es emblematisch für die gelehrte Individualität seines Bewohners stand, zum Bedeutungsträger wurde. Nur dieser vermochte sich in dem Wust von Büchern und Manuskripten zurechtzufinden. Nicht primär Askese und Disziplin kamen in ihm zum Ausdruck, sondern die Unverwechselbarkeit der literarisch-wissenschaftlichen Produktion.

Nicht auf das Kloster, sondern im Gegenteil auf ein sozial exklusives Ambiente früherer Jahrhunderte verweist dieser „Freiraum“, und damit bin ich bei meiner dritten Wegstation angekommen: der Studierstube der Humanisten, dem *studiolo* humanistischer Gelehrter zum Italiens, wie es im 14. Jahrhundert entstanden wurde. So berichtet Niccolò Machiavelli in einem Brief von 1513 von seinem allabendlichen Rückzug in sein Refugium:

„Wenn es Abend geworden ist, gehe ich zurück nach Hause und betrete mein Studierzimmer. Auf der Schwelle ziehe ich den gewöhnlichen Anzug aus, der mit Schlemm und Staub bedeckt ist, und lege königliche, feierliche Gewänder an. Angemessen gekleidet betrete ich nun die markornen Höfe der großen Männer der Antike. [...] Vier Stunden lang spüre ich keine Langeweile, ver-



Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Deutscher Philosoph (1770 – 1831) Ultragrafische Kopie, nach einem Gemälde (verschollen) von Ludwig Seegers, bpk, Demitz-Koitz

gesse all meine Sorgen, fürchte die Armut nicht, und selbst der Gedanke an den Tod vermag mich nicht zu erschrecken. Ich bin völlig in die Klassiker vertieft.“

Sich aus dem Tagesgeschäft zurückziehen und den *studia humanitatis* nachzugehen, wurde zum Leitbild, und auch Fürsten der Renaissance orientierten sich an diesem Muster und ließen in ihren Palazzi kostbare Studioli errichten. Auch im Raum nördlich der Alpen steht mit dem Humanismus ein Interesse an solchen Gelehrten-Refugien. Das „Gehäus“ des heiligen Einsiedlers Hieronymus wird so verstanden, der kontemplative und gelehrtenförmigste der Kirchenväter wird zum Leitbild etwa der gehobenen und gehildeten Schichten Nürnbergs. Albrecht Dürer zeigt einen schlafenden und träumenden „Doktor“, der es gut hat am warmen Kachelofen seines Studierzimmers – und der dennoch von beunruhigenden erotischen

Gedanken an die Ehe heimgesetzt wird. Welch ein Risiko: zu heiraten und darüber vielleicht die Chance zur Kontemplation und zum Studium aufs Spiel zu setzen!

Es ist nicht möglich, die Linie dieser »Frei-Räume« weiter ins Mittelalter hinein zu verlängern. Denn selbst wenn mittelalterliche Gelehrte bisweilen städtische Büchermengen besaßen, so gab es

doch kein Pendant zur neuzeitlichen Studierstube. Warum ist das so? Die scholastische Wissenschaft, der sie sich verschrieben, war in ihren Anfängen zunächst und zu weiten Teilen ein Betätigungsfeld für Kleriker, für bilbbär lebende Männer, die sich um die Möglichkeiten zum kontemplativen Sich-Zurückziehen nicht viele Gedanken machen mussten. Beheimatet war diese Wissen-

schaft in ihren frühesten Formen, also in der Zeit vor der Entstehung der Universitäten, in den Skriptorien, Armarien und Schulen von Klöstern und Kirchen, in Räumen der Stille und der Versenkung also. Sie entsprang im wesentlichen der älteren Beschäftigung mit den sogenannten *artes liberales*, einer Reihe von sieben Bildungsprovinzen, die ihren Zielpunkt außerhalb der im eigentlichen Sinne

## Das Graduiertenkolleg »Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts«

(red.) Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde zum 1. April 2009 das Graduiertenkolleg 1507 »Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts« eingerichtet und am 28. Oktober 2009 feierlich eröffnet. In dem Kolleg untersuchen Nachwuchswissenschaftler und Professoren, warum im Mittelalter ein Prozess einsetzte, in dem sich zunehmend Berufe mit speziellen Kenntnissen herausbildeten. Juristen und Mediziner, Studierende oder Handwerker wurden aufgrund ihres Spezialwissens zu Experten, auf die alle gesellschaftlichen Gruppen angewiesen waren. Ihr Wissen prägt die europäischen Kulturen noch heute. Wie die neuen Experten sich selbst und ihre Kompetenzen darstellten und welcher Kritik sie ausgesetzt waren, sind weitere Fragestellungen. Das Kolleg geht dazu von der Hypothese aus, dass die soziale Dynamik, die durch die Schaffung von Expertenkulturen in Gang gesetzt wurde, Widerstände bei anderen Personengruppen hervorrief. Je stärker die Menschen in ihrem alltäglichen Leben exponiert waren, den von den Experten verwalteten Wissensbeständen zu vertrauen, umso stärker tendierten sie dazu, diesen Experten zu mis-

trauen. Die Ambivalenz von Systemvertrauen und Expertenkritik von Seiten der Nicht-Experten führte dazu, dass einerseits Wissensbestände ausgebaut wurden, sich aber andererseits Stereotype und vereinfachte Vorstellungen über das, was Experten sind, teilweise bis heute in den Köpfen der Menschen festgesetzt haben.

Um den wissenschaftlichen Diskurs voranzutreiben und die Forschungen einer interessierten Öffentlichkeit näher zu bringen, veranstaltet das Graduiertenkolleg »Expertenkulturen« regelmäßig Vorlesungsreihen und Workshops. Das dritte Symposium des Graduiertenkollegs fand am 6. und 7. Oktober 2010 in der Paulinerkirche unter dem Titel »Transfer von Expertenwissen« statt. Das Symposium untersucht, wie und in welchen Darstellungsformen Expertenwissen aus adeligen Höfen, Klöstern oder Universitäten den Weg zum einfachen Volk fand und welche Rolle der Buchdruck dabei spielte.

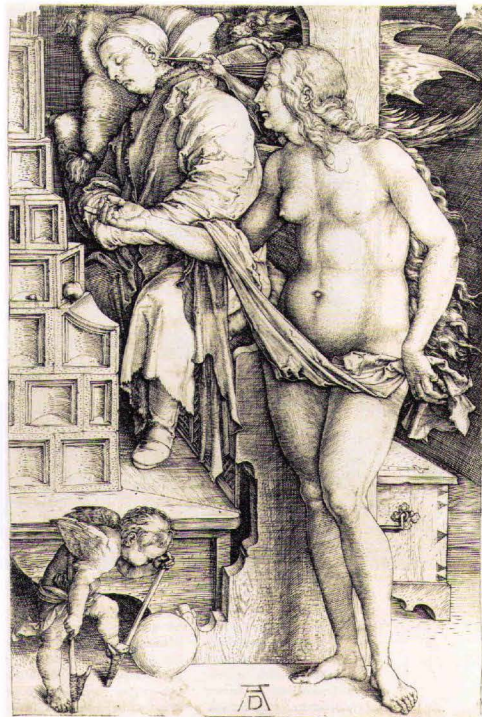
Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert das Graduiertenkolleg für viereinhalb Jahre mit insgesamt mehr als 1,8 Millionen Euro. Aus diesen Mitteln werden 16 Doktoranden und zwei Postdoktoranden mit ihren Forschungs-

vorhaben unterstützt und erhalten die Möglichkeit, die Frühgeschichte des Expertentums im Europa der Vormoderne zu erforschen. Zur Zeit arbeiten Doktoranden unter anderem an Dissertationsprojekten zu den Themen »Reisen als Grundlage einer Expertenkultur des 16. Jahrhunderts« und »Die Experten im Umkreis des Herrschers Lothar III. (1075 – 1137)« sowie zu dem Thema »Dionysianische Gelehrte in skandinavischen Gefilden. Der Transfer mittelalterlicher Expertenkultur in die europäische Peripherie.«

Neben Nachwuchswissenschaftlern gehören dem Kolleg neun Göttinger Historiker, Rechts- und Kirchenhistoriker sowie Literaturwissenschaftler der Germanistik, Latinistik und Romanistik an. Ein auswärtiges Mitglied lehrt an der Universität Bern (Schweiz). Das Graduiertenkolleg ist eingebunden in die Göttinger Graduiertenschule für Geisteswissenschaften (GSGG), die gemeinsam mit einer naturwissenschaftlichen und einer gesellschaftswissenschaftlichen Graduiertenschule die Doktorandenausbildung an der Georg-August-Universität Göttingen neu strukturiert. Sprecher des Kollegs ist der Historiker Prof. Dr. Frank Rexroth.

wissenschaftlichen Beschäftigung hatten: der Verbesserung des Bilderverständnisses.

Dies änderte sich während des 12. Jahrhunderts auf eine spektakuläre Weise: »Wissenschaft wurde zu einem eigenständigen sozialen System, das seinen eigenen Normen und Ansprüchen verpflichtet war und diese in der Kommunikation mit ihrer Umwelt durchsetzte, bisweilen in durchaus schmerzhaften Aushandlungsprozessen. Dass dieser Prozess der Ausdifferenzierung von »Wissenschaft« gelang, dass diese in recht stabile und für sie selbst günstige Austauschbeziehungen mit der nichtwissenschaftlichen Umwelt eintreten konnte, verdankte sie in erster Linie der Entstehung der Universität als diejenige Sozialform, in der im Kontext einer ständisch gegliederten Gesellschaft am ehesten ein Leben nach selbst gesetzten Maßstäben möglich wurde. Die *universitas* der Magister oder der Scholaren war zunächst einmal eine Schwurvereinigung von Menschen, ein verfassungsmäßig Personverband. Man trat ihr bei, indem man einen Eid leistete und versicherte, die innere Ordnung, die sich der Schwurverband selbst gegeben hatte, zu respektieren und sich den selbst gewählten Organen der *universitas* unterzuordnen. Auf diese Weise entstanden die Universitäten an ganz unterschiedlichen Orten Europas, zunächst um 1200 in Bologna, Paris und Oxford, bald auch an weiteren Orten wie Montpellier, Cambridge oder Toulouse. Niemand hat diese ersten Universitäten gegründet, sie entstanden aus wilder Wurzel von Innen heraus. Erst als man europaweit um ihre Existenz wusste, kam es zu förmlichen Universitätsgründungen, in Deutschland beispielsweise vor dem Ausgang des Mittelalters 17 mal. Als einen Raum im topographischen Sinne verstand man sie dabei praktisch nie. Das »Universitätsgebäude« ist ein neuzeitliches Phänomen, mittel-



Albrecht Dürer:  
Der Traum des Doktors,  
1497–1498, Kupferstich,  
18,9 x 12,2 cm, Kunst-  
historische Kabinett,  
Göttinger Sammlung

terliche Universitäten nutzten Räume für Vorlesungen und Disputationen dort, wo sie sie vorfanden. Das Bewusstsein vom sozialen Raum »Universität«, innerhalb dessen man sich nach eigenen Regeln bewegte und in dem eigene Wertmaßstäbe galten, war dagegen so stark ausgeprägt wie erst wieder seit dem 19. Jahrhundert.

Bleiben wir beim Reich als Beispiel: Man hat geschätzt, dass vor allem dank dieser 17 deutschen Hochschulen bis zu den Jahren Luthers etwa eine Viertelmillion junger Männer studiert haben, das heißt, dass sie für eine gewisse Zeit Vorlesungen besuchten. Die meisten davon haben sich freilich auf die »untere«, propädeutischen



Alexander von Humboldt (1769 – 1859), Deutscher Naturforscher und Forschungsreisender. Gemälde auf Leinwand (1806) von Friedrich Georg Wetzsch, bkp, Nationalgalerie, SM / Jürgen Lieske

Zwecken gewidmete Artistenfakultät beschränkt und sich nicht der Mühe und der finanziellen Belastung eines Exames unterziehen. Wiederum nur ein geringer Bruchteil der graduierten Absolventen ist zum Gelehrten geworden in dem Sinn, dass man die weitere Beförderung wissenschaftlichen Wissens zu seinem Lebensziel und zu seiner Erwerbsquelle gemacht hätte. Doch ist jeder dieser Universitätsbesucher an seiner Alma Mater mit der gelehrten Betätigung immerhin in Beziehung gekommen und hat eine Vorstellung von der Wissenschaft als einer Sphäre gewonnen, die nach einer eigenen Logik und eigenen Wertmaßstäben existiert.

Gerne wird die klischeehafte Vorstellung kolportiert, dass das Denken im Rahmen der scholastischen Wissenschaft durchweg un-

ter dem Diktat des christlichen Glaubens erfolgt sei, dass die Wissenschaft »Magd der Theologie« gewesen sei. Daran ist so viel richtig, als eine vom christlichen Glauben gänzlich abhehende Wissenschaft tatsächlich als undenkbar galt. Doch muss man wohl eher betonen, dass der Rahmen der universitären Fakultätenordnung dem Denken einen noch nie dagewesenen, durchaus großzügigen Freiraum bot, dass die Grenzen plötzlich deutlich weiter gezogen waren und zu zahlreichen Gedankenexperimenten herausforderten: der Annahme etwa, dass es neben der religiös begründeten eine zweite, rein philosophisch zu fassende Wahrheit gebe. Mit anderen Worten: Gemessen an den Alternativen, die sich dem wissenschaftlichen Denken boten, war

die mittelalterliche Universität jener »Frei-Raum«, in dem sich neues Denken entfalten konnte. Ihr Erfolg war ihrer rechtlich-sozialen Verfassung geschuldet, und da sie erfolgreich war, überdauerte sie die Jahrhunderte und wurde gerade während der Moderne zur wichtigsten Trägerin der Forschung.

Da sie aber erfolgreich war, wurde sie in ihrem Inneren immer komplexer: Die Zahl der Fakultäten wuchs schließlich; großzügig dimensionierte Disziplinen zerfielen in mehr und mehr Fächer, denen jeweils eigene Institute gewidmet wurden; mit dem Anwachsen der Studierenden- und der Professorenzahl stiegen auch die Anforderungen an die Selbstverwaltung; weit interdisziplinäre Vorhaben wurden in großen, drittmittel-finanzierten Verbundprojekten wie Sonderforschungs-

bereichen, Forschergruppen und Graduiertenkollegs organisiert. Schließlich hat man in unserem Jahrzehnt die Querverbindungen zwischen den Fächern noch weiter gestärkt, indem man interdisziplinäre Zentren gründete. Professorinnen und Professoren eilten heute von einer Sitzung, von einem Arbeitstreffen, von einem Gebäude, von einem Campus zum nächsten. Der Frei-Raum der von Routinegeschäften relativ entlasteten vorlesungsreinen Zeit wird unter dem Druck der Effizienzsteigerung aufgegeben, Internet und elektronische Post schaffen Ansprüche, denen man sich auch in den geschrumpften Zeilenstern am heimischen Schreibtisch nicht mehr entziehen kann. Manche dieser Neuerungen haben die Universität zu einem interessanteren, aber auch aufregenderen Ort gemacht. Daher ist man gegenwärtig tatsächlich gut beraten, über neue Freiräume nachzudenken, die der gegenwärtigen Forschungssituation gerecht werden. Nur sollte man darauf achten, dass sie nicht zu einer weiteren Steigerung der Alltags-Komplexität führen.

#### Literatur:

**Dieter Henrich**, Die Sekundenphilosophie. Zeitschrift für Ideengeschichte 4/3 (2010) S. 5–21

**Heinz Schläfer**, Poiesis und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philosophischen Erkenntnis, Frankfurt am Main 1990.

**Marian Füssel**, Die zwei Körper des Professors. Zur Geschichte des akademischen Habitus in der Frühen Neuzeit, in: Universalität in der Provinz. Die vormoderne Landesuniversität. Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelebten Lebenswelten, hg. v. Holst Carl / Friedrich Lengr. Darmstadt 2009, S. 209–232.

**Bernd Hamm**, Hieronymus-Begeisterung und Augustinismus vor der Reformation. Beobachtungen zur Beziehung zwischen Humanismus und Frömmigkeitsbeologie, in: Augustine, the Harvest, and Theology (1300 – 1650), hg. von Kenneth Hagen. Leiden u.a. 1998, S. 127–235.

**Wolfgang Liebmann**, Stuttgart. Die Entstehung eines Raumtyps und seine Entwicklung bis um 1600, Berlin 1977.

**Dora Thornton**, The Scholar in his Study. Ownership and Experience in Renaissance Italy, New Haven, Conn. 1997.



*Prof. Dr. Frank Rexroth, Jahrgang 1960, studierte Geschichte an der Universität Freiburg, an der er nach dem Magister-Abschluss (1986) im Jahr 1988 promoviert wurde. Nach Tätigkeiten am Deutschen Historischen Institut London (Großbritannien), am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen und an der Humboldt-Universität zu Berlin habilitierte er sich im Jahr 1998. Im Folgejahr erhielt Frank Rexroth einen Ruf an die Universität Bielefeld und wechselte 2000 an das Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Göttingen. Ein Auslandsaufenthalt führte ihn an die University of California, Los Angeles (USA) (2006). Ganz auf seine Forschungen konzentrieren konnte er sich im Studienjahr 2008/2009 als Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin. Prof. Rexroth ist Sprecher des Graduiertenkollegs »Expertenkulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts«, ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und Associate Fellow am Lichtenberg-Kolleg der Universität Göttingen. Der Historiker arbeitet in zahlreichen wissenschaftlichen Arbeitskreisen zur Geschichte des Mittelalters sowie als Herausgeber von Schriftenreihen mit. 1992 erhielt er den Heinz-Mater-Leibniz-Preis für Veröffentlichungen junger Wissenschaftler auf dem Gebiet »Wissenschafts- und Bildungsgeschichte«, 1998 den Preis des Historikerverbandes.*



Scientists and scholars wish to have free and open spaces because their day-to-day business keeps them away from the essence of what they ought to be doing in the first place: from conducting research. The notion that such spaces should facilitate, in particular, »new thinking further implies that day-to-day academic normality gives rise to little that is spectacular, but rather to merely the standard, foreseeable research agenda. Consequently, a place away from this normality should provoke surprises and render the unexpected possible. In my article, I trace the path back to the beginnings of the European university, taking the current research situation as my starting

point, and consider three stages along the way; I ask how the researchers working in the classical age of modernity between ca. 1800 and 1930, in the 18th century, and finally in the 16th century, created spaces into which they hoped to retreat as completely as possible from everyday academic life. At each of these three stages, it was the study room at home that academics regarded as their extraterritorial holy-of-holies, into which they were able to withdraw. It was here that they were sheltered, not only from the scholarly and non-scholarly world outside, but also from their own families. They staged herein a bachelor existence free of social duties, rehearsing

the role of the learned personage that they played out in public to considerable effect.

It is remarkable that this strategy of self-fashioning remained important for developing the scholarly habitus throughout the years since Machiavelli, yet it had no equivalent in the preceding centuries. From the incipient period of European universities around 1200 until the early 16th century, it appears that it was the universities themselves that were thought to constitute places offering the ideal ambience for those thirsty for knowledge. There was once a time in which the university was the place within which the researcher had his best ideas!